

Welt neu: die Rolle des Gärtners. Der Geist zähmt das Ober-Raubtier, zu dem wir entarten, und macht uns die königliche Aufgabe schmackhaft, auf der Erde „nach dem Rechten zu sehen“: nach dem rechten Verhältnis von Wuchs und Ernte, Entnahme und Nachzucht; nach einem ausgeglichenen Haushalt; nach Hilfe für das Schwache und Beschneidung des Überwuchernden. Einen neuen Ehrgeiz weckt der Geist in uns: Hüter der Ordnung zu sein, der mit starker Hand das Chaos niederhält. Die Wüste weicht zurück, die Erde dankt es mit neuer Fruchtbarkeit. Jesajas Vision eines üppigen Gartens ist eine echte Fata Morgana, die Spiegelung eines entfernten, hinter dem Horizont liegenden, aber realen Zustandes.

Als Glaubende setzen wir auf den Geist, den göttlichen Geist, den Geist Gottes und bitten ihn, daß er sich uns mitteilt, als Geist der Armut, der Nächstenliebe und der Verantwortung. Er wird uns ändern, wenigstens *uns*, und es werden Oasen des Friedens entstehen, genug, daß die Erde an der Wüste des Menschen, am verwüstenden Menschen nicht eingeht.

Der „neue Himmel“ und die „neue Erde“ ist eine Hoffnung, die uns nicht bloß vorschwebt, sondern durch und durch erfüllt. Jenseits von allem, was uns erreichbar ist, wird Gott das Endgültige heraufführen. Der Geist aber, in dem er diesen neuen Lebensraum für uns vor-sieht, ist längst am Werk und will durch uns die währende Geschichte in die Zukunft Gottes öffnen.

„... Und ich gehe nimmer, wann ich geh’-“

Zum Verständnis der johanneischen Abschiedsreden

Franz-Josef Steinmetz SJ, Frankfurt am Main

Was wir im Alltag so gerne verleugnen, jeder Bahnhof kann es neu ins Bewußtsein rufen: unser Leben verlangt tausendfache Abschiede. Die Schienen sind schon gelegt, die Weichen werden gestellt und die Signale hochgezogen. Dann sitzt der eine im rasch sich entfernenden Zug, der andere bleibt auf dem Bahnsteig zurück, und beide denken etwas. Aber was sollen sie denken?

Auch Jesus hat Abschied genommen, er, dem Petrus einst versicherte: „Herr, zu wem sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens. Wir

haben geglaubt und erkannt: Du bist der Heilige Gottes“ (Joh 6, 68 f.). Sein Tod wurde und wird zumindest auch wie eine Trennung empfunden bis auf den heutigen Tag. Er mache ja nicht weiter nach dem Wunder seiner Auferstehung, er sei ja für immer verschwunden seit seiner Himmelfahrt. Der Evangelist Johannes habe zwar einige Abschiedsworte aufgezeichnet (Kap. 14–17), die uns trösten wollen, und irgendwie geschehe dies tatsächlich, wenn sie in den letzten Wochen der Osterzeit wieder in unseren Kirchen verlesen werden. Aber doch nur irgendwie und nicht radikal genug, denn im Alltag der tausendfachen Abschiede bleibe doch fast alles, wie es immer schon war: Nicht-mehr-Sehen, Fortgehen, Trauer, Drangsal, Sehnsucht.

Sogar das Naheliegende will kaum gelingen. Man könne zwar nicht verhindern, daß die Türen am Zug sich schließen, wenn er abfahre; aber man könne doch wenigstens für alles danken, was gut gewesen war. Das sei doch weit besser, als zu rechnen oder über das zu klagen, was noch gefehlt habe und nicht mehr zurückkomme. Man solle einfach tapfer dem Scheidenden helfen, etwa mit guten Gedanken oder mit einem Gebet, daß er sein Ziel erreiche und den Weg nicht verfehle. Kurz, man solle einfach hinnehmen, daß die gemeinsame Zeit vorüber sei und nun eine andere komme; man könne sich ruhig in die Freiheit entlassen; man solle am besten das Motto des Predigers beherzigen: „Leg dein Brot auf die Wasserfläche, denn noch nach vielen Tagen wirst du es wiederfinden –“ (Koh 11, 1).

Diese guten Ratschläge erscheinen zwar nicht dumm, aber es fällt trotzdem schwer, sie zu befolgen. Der Alltag der tausendfachen Abschiede ist viel verwickelter, als diese Ratschläge voraussetzen, so gut sie auch gemeint sind und obwohl es gewiß Gelegenheiten gibt, sie zu praktizieren. Ich meine, bevor wir die Abschiedsworte Jesu zu verstehen suchen, sollten wir zunächst einmal auf einige Abschieds-Szenen horchen, wie sie sich in der Literatur des letzten Jahres spiegeln. Die ausgewählten Beispiele mögen zwar mehr oder weniger typisch erscheinen, ich glaube jedoch, daß sie einiges von dem enthalten, was freilich in verschiedener Intensität und in unterschiedlicher Mischung in uns allen lebt: Fragen, Zweifel, Spott, Zorn, Hoffnungen, Vorbehalte, Enttäuschungen und Wünsche. Auch wir Christen sind Kinder unserer Zeit.

I.

Im Jahre 1977 erschien von Botho Strauß eine Erzählung mit dem Titel „Die Widmung“. Sie behandelt die Geschichte einer Trennung, oder besser: der Ich-Erzähler Schroubek beschreibt, analysiert, reflektiert die Folgen der Tatsache, daß Hannah ihn verlassen hat, – falls man die kompli-

zierten Vorgänge überhaupt mit einem so schlichten Satz wiedergeben darf. Am Ende hat er kaum noch die Kraft, aufrecht im Stuhl zu sitzen. Er schreibt nicht mehr weiter. Es wird erzählt, wie wider alles Erwarten ein letztes Wiedersehen zustandekommt, kurz, allzu kurz; die Begegnung scheitert. In einer Aktentasche trägt der Verlassene die Aufzeichnungen bei sich, die er in der Zwischenzeit gemacht hat. „Hier . . . Das mußt du lesen. Mehr weiß ich nicht von mir. Lauter Notizen, nichts besonderes. Was mir durch den Kopf ging – ohne dich!“ Daß Hannah alles liest, das ist sein letzter Wunsch und seine verzweifelte Hoffnung. Schon in einem abfahrenden Taxi sitzend, verspricht sie es auch, aber die Hoffnung bleibt vergeblich, sie tut es nicht.

Was mich an dieser Erzählung in unserem Zusammenhang besonders beeindruckt, ist nicht so sehr die ungewöhnliche, pointierte Darstellung der zeitgenössischen Atmosphäre – die natürlich auch –, als vielmehr die zahlreich eingestreuten Allerweltsweisheiten, weil sie mit pochendem Herzen und sehr persönlicher Überzeugung ausgesprochen werden. Ich meine sogar die Abschieds-Thematik des Evangeliums immer wieder aufblitzen zu sehen.

Der Verlassene kann sich z. B. nicht entsinnen, je wieder eine so wütende, eine so sehr gegen Gott aufgebrachte Angst erlitten zu haben, als wenn er unzeitig die Tür zum Eßzimmer öffnete und seinen Vater heimlich beim Mittagsschlaf beobachtete. Es war der „Unansprechbare“, der solche Angst und Wut in ihm auslöste. Wenn dann jedoch der Vater eine halbe Stunde später zu ihm ins Zimmer trat und dort seinen Kaffee trank, „feierte er jeden Nachmittag im stillen die Auferstehung des Toten. Die Sensation der Auferstehung hat dann Geschichte gemacht in ihm“. Wird auch am Ende der Erzählung die Aussicht auf ein neues Leben offenbleiben?

Weiterhin erinnert sich der Verfasser an einen Bilderbogen von Wilhelm Busch, den man ihm seinerzeit als Kind vorlas und zeigte. Darin ging es um einen Mann, der sich aus Freude darüber betrinkt, daß er seine zanksüchtige Frau endlich unter die Erde gebracht hat. Noch am selben Abend kommt sie plötzlich zurück, sie war nur scheinot. Bei diesem Anblick stirbt ihr Mann vor Schreck. „Und doch hat das Cartoon von Busch auf dem Wege des Entsetzens Trost gebracht: es war dort im Bild bewiesen die Widerrufbarkeit des Todes, die mögliche Umkehr aus letzter Abwesenheit“. Es heißt dann, daß die scheinotote Madam eigentlich noch trostreicher wirkte als der auferstandene Gottessohn; denn der sei ja bei seiner Himmelfahrt – wie schon einmal erwähnt – für immer verschwunden. – Ähnlich beeindruckt hätten ihn Jahre danach die Spätheimkehrer, die gewaltigen Wiedersehen auf den westdeutschen Bahnhöfen. „Aber nicht das Geistige oder Geisterhafte zieht ihn an, immer nur der konkrete, ruhige, todeserfahrene Körper“.

Jetzt aber, nachdem Hannah ihn verlassen hat, ist der „stete Fluß“ überall unterbrochen. „Keine andere Form des gewöhnlichen Scheiterns, weder Krankheit noch Ruin oder Versagen im Beruf, findet einen solch tiefen, grausamen Widerhall im Unbewußten wie die Trennung. Sie rührt unmittelbar an den Ursprung aller Angst und weckt ihn auf. Sie greift mit einem Griff so tief, wie überhaupt Leben in uns reicht“. – Ist sie so etwas wie ein Tod mitten im Leben? Diese Ausdrucksweise hält der Verlassene nicht für genau genug: „Ich weiß hingegen ganz sicher, daß ich hier keine Blätter für H. füllen würde, wenn ich wüßte, daß sie nicht mehr am Leben sei. Ich schreibe ja nicht ihr Andenken. Ich überbrücke eine gefährliche Unterbrechung unseres Gespräches“.

Die Frage, die ihn vor allem umtreibt, lautet: „Warum ist sie weggegangen? Trotz angestrengten Nachdenkens kommt er der Antwort keinen Schritt näher. Er weiß keinen anderen Weg, als den Grund ihres Fortgehens beharrlich bei sich selber zu suchen. „Etwas habe ich ihr getan, ohne es selber zu merken. Und nur das kann es sein, daß ich es nicht einmal merkte, weshalb sie ohne Zögern fortging, plötzlich ohne Auseinandersetzung. Nun muß ich alleine herausfinden, was es war, das ich nicht merkte“. Auch das unverhoffte Wiedersehen zum Schluß der Erzählung löst seine Frage nicht auf. Er berührte sie an der Schulter. Sie blieb auf der Stelle stehen, stocksteif und ohne sich umzuwenden. „Wenn du es selbst nicht weißt –“.

Aber inmitten illusorischer Vorstellungen (er hört die Weggelaufene sogar zu einem anderen reden: „Er war ein Gott für mich . . . Unter seinen Augen bin ich überhaupt erst zu einem begehrenswerten Menschen geworden, danken Sie ihm!“) kein anschauliches Bild von der Erfüllung seiner Sehnsucht, eher noch Sorge: „Es heißt, Lazarus habe von der Stunde seiner Auferstehung an nichts anderes gekannt als ein wahnsinniges Grauen vor dem Tod – und die Wiedervereinigten? Wie werden sie in der wissenden Furcht vor der Trennung zusammenleben?“

Die Erzählung endet mit einer Art Gleichnis. Der Verlassene sieht im ZDF ein Wunschkonzert mit einem uralten Schlagerstar, der zwar selber auftritt, aber offenbar eine Platte aus seiner Jugend zum Überspielen mitgebracht hat. Er besaß weder die Übung noch das Gedächtnis, sein Lied einwandfrei lippensynchron vorzutäuschen. „Während die Erinnerung noch in großen Tönen sang, war der Mund des alten Mannes plötzlich zugefallen und zuckte textvergessen und murmelte Flüche“. Die Jugendzeit ist unwiderrufbar vergangen. Sie läßt sich nicht als solche zurückholen und noch einmal leben. So jedenfalls nicht. –

Während „Die Widmung“ von Botho Strauß ein persönliches Trennungsschicksal ins Auge faßt, betrachten die Prosa-Texte von Hans Joa-

chim Schädlich das Schicksal von Einzelnen mehr unter der Rücksicht ihrer Bezogenheit auf die Gesellschaft. Die Texte des aus der DDR in die Bundesrepublik übergesiedelten Autors erschienen mit dem Titel „Versuchte Nähe“ ebenfalls im vergangenen Jahr. Reflexe des Evangeliums sind darin zwar nur indirekt zu erkennen. Ich wähle trotzdem zwei Geschichten aus, weil sie dazu beitragen, andere Aspekte unseres Themas bewußter zu machen. Die Ankündigung eines Abschieds bedeutet ja keineswegs bloß Leiden und Sehnsucht nach einem Wiedersehen. Zuweilen ruft sie schon im voraus Reaktionen des Widerstandes hervor. Manchmal erfüllt sie die Zurückgebliebenen sogar mit Freude, weil sie neue Chancen zu eigenmächtigem Handeln kommen sehen. Auch von diesen beiden Möglichkeiten soll nunmehr die Rede sein.

Die erste Geschichte heißt „Tibaos“. Darin erzählt Schädlich im Duktus einer biblischen Parabel (die Skala seiner stilistischen Mittel ist verblüffend groß) von einem Mann, der die Absicht hatte, sein Land zu verlassen. Zu seiner Verwunderung muß er erfahren, daß dies verboten ist und daß alle, die es trotzdem versuchen, unter Strafe gestellt werden. Deshalb vertraut er sich einem Sachverständigen an. Dieser erklärt ihm zunächst: „Du darfst ziehn von Ort zu Ort in deinem Land. Nirgends steht geschrieben, daß dir ein Recht gegeben, dein Land zu lassen“. Tibaos soll einsehen, daß sein Wunsch aufgrund übler Versuchungen zustandegekommen sei (Illusionen über fremde Wunderländer, Verräterei). Außerdem hätten schon manche draußen geseufzt: „Ach wäre ich wieder zu Hause und läge nur in meinem Schweinestall! Sie winseln nach Heimat und müssen verderben“. Tibaos antwortet schlicht, mich hat keiner irre gemacht. „Es ist nur, daß ich fortwill“.

Danach kommt die Idee einer besonderen Erlaubnis für Unbelehrbare auf. Neue Schwierigkeiten werden aufgezählt. Gründe müssen auf jeden Fall genannt werden. Tibaos weiß nur zwei zu nennen: „daß ich fremd geworden bin allem; und wie ein Fremder werde ich gehalten“. Selbst wenn er den ersten Grund aufgeben würde, bleibe immer noch der zweite, wie ihn die Erfahrung der letzten Wochen gelehrt habe: er werde wie ein Fremder gehalten.

Sein Gesuch wird aufgenommen. Er solle auf Nachricht warten. Er wird beobachtet, gesellschaftlich gemieden, sein Haus wird durchsucht. Ein Jahr vergeht. Er verlangt Antwort. Diese erklärt noch einmal, daß es nichts zu fordern gebe; daß er die Vorteile der Gegenwart erkenne. Und: „Der, welcher im Vaterland ein Auskommen genieße, setze viel aufs Spiel, beharre er darauf, die Bande der Gewohnheit sichtbar für alle zu zerreißen. Ihm wisse man nicht besser zu raten als: Bleib Er!“

Diese Parabel behandelt direkt zwar nur die fanatische Abgeschlossenheit eines staatlichen Systems. Indirekt sehe ich darin aber auch die analogen Widerstände, die ein Mensch erfahren kann, der festgelegte religiöse Traditionen überwinden will. Man wird seinen Auszug durchaus mit ähnlichen Argumenten zu verhindern suchen.

In der Erzählung „Nachlaß“ beleuchtet Schädlich hingegen die Chancen der Manipulation, die ein politischer Amtsinhaber ergreift, nachdem ein befreundeter, aber kritischer Dichter gestorben ist. Seine Schriften sollten schon zu seinen Lebzeiten immer wieder am Anspruch des Kampfes „gemessen“ werden. Aber das war natürlich nicht so einfach. Besonders die unveröffentlichten, nächtlichen Aufzeichnungen des Dichters erscheinen dem Amtsinhaber untauglich, fremdartig streng, ja gefährlich.

Gleich am Tage nach seinem Hinscheiden handelt er. Er macht einen Beileidsbesuch bei dessen Frau, genauer bei dessen letzter Freundin; denn sie war ja die Erbin auch der Hefte, Blätter, Notizen, die ihm so gefährlich erschienen, wie er sich immer wieder selber einredete. Zunächst versichert er ihr ganz schlicht, daß er sich ihres eigenen Wohlbefindens und des fernerer Schicksals der Schriften annehmen wolle. Das schien ihr begreiflich. Aber schon elf Tage später wird er deutlicher und zudringlicher. Immer noch zögert die Frau und will die Notizen des Verstorbenen nicht aus der Hand geben. Der Amtsinhaber präzisiert seine Argumente: es gehe ihr doch nichts verloren. „Denn gäbe sie die Aufzeichnungen ihm, und so doch allen, so kehre sein Wort zu ihr zurück“. – „Vor allem aber dem Feind müsse entgegengetreten werden, der sich, wie vertraulich zu erfahren gewesen, anschicke, den Namen des Dichters zu verunglimpfen. Nämlich durch die Behauptung, irgendwer wolle verschließen, was der Dichter zuletzt und schon früher nicht laut gesagt habe. So versuche der Feind, den Dichter von Volk und Rat abzuschneiden. Sein Name werde unerträglich ins Zwielficht gerückt, sein Wort, das stets für das Ganze gewirkt, dem Zweifel ausgesetzt“.

Das trifft. Die Frau ist schließlich bereit, die so gefragten Hefte, Blätter und Notizen einem Archiv zu leihen, für die Zeit, die nötig wäre, um den literarischen Besitz zu festigen, wie es der Amtsinhaber ausdrückt. Zuvor wolle sie jedoch noch in einiger Ruhe selber lesen, was der Verstorbene ihr anvertraut habe. Dem Amtsinhaber genügt das. Er verspricht weitere Fürsorge betreffs Wohnung, Lebensunterhalt und dergleichen. Dann steht er auf, „in dreißig Minuten sollte eine Sitzung des Rates beginnen, und er war in Eile“. Die nächtlichen Aufzeichnungen des Dichters waren „ohne Zweifel“ in guter Hand. Sein Leben würde fortwirken, wie er, der Amtsinhaber, es gewünscht hatte.

II.

Vor dem Hintergrund dieser alltäglichen Trennungs-Geschichten – eben deshalb wurden sie vorangestellt – erstrahlen die Abschiedsreden Jesu erst recht in ihrem vielschichtigen Glanz, den fromme Gewohnheit vielleicht zu oft verschüttet hat. Aber sie sind immer noch viel zu gedankenreich, als daß man sie schnellfertig als ganze auf einige wenige Grundaussagen oder -botschaften reduzieren dürfte. Es wird besser sein, wenn man – in einem gewissen Unterschied zur sonst empfehlenswerten Behandlung anderer biblischer Texte – in diesem Fall einmal nicht so sehr die großen Leitlinien verfolgt, sondern nur einzelne Sätze herausgreift und meditiert; denn diese haben – durchaus im Sinne des Evangelisten – ein erhebliches Eigengewicht.

1. „Euer Herz sei ohne Angst! Glaubt an Gott und glaubt an mich! Im Haus meines Vaters sind viele Wohnungen. Wenn es nicht so wäre, hätte ich euch dann gesagt: Ich gehe hin, um euch einen Platz zu bereiten? Wenn ich hingegangen bin und euch einen Platz bereitet habe, komme ich wieder und werde euch zu mir holen, damit auch ihr dort seid, wo ich bin“ (Joh 14, 1–3).

Wenn jemand ankündigt, daß er fortgeht, löst er Fragen aus. So erlebt es Tibaos in der Parabel von Schädlich, als er sagt, daß er das Land verlassen wolle. So geschah es auch, als Jesus den Juden erklärte, er sei nur noch kurze Zeit bei ihnen. Einige meinten: „Will er in die Diaspora zu den Griechen gehen und die Griechen lehren?“ (7, 35). Bei anderer Gelegenheit argwöhnen sie sogar: „Will er sich etwa umbringen?“ (8, 22). Die Fragen werden um so nachdrücklicher, je mehr wir einen Scheidenden lieben und je mehr er uns bedeutet. Von denen, die uns lieben, getrennt sein, das bringt uns geradezu in den Schatten des Todes, wie es etwa die Geschichte von der Heilung am Teich Betesda illustriert: „Herr, ich habe keinen, der mich in den Teich trägt“ (5, 1–9). Sich von denen trennen, die unsere Nächsten sind, sie einfach zurücklassen, das bedeutet unter Umständen schon, sie dem Tod überlassen. Abschied läßt jedenfalls bei den Zurückgebliebenen oft genug Unsicherheit oder Verbitterung entstehen.

Solche und ähnliche Fragen müssen notwendig aufsteigen, wenn Jesus seinen Jüngern offen erklärt: „Kinder, ich bin nur noch kurze Zeit bei euch; ihr werdet mich suchen, aber was ich zu den Juden gesagt habe, das sage ich jetzt auch zu euch: Wohin ich gehe, dorthin könnt ihr nicht kommen“ (13, 33). Zumindest Petrus hatte begriffen, daß Jesu Liebe zu den Seinen so groß war, daß ihm nur das Wort „Tod“ die einzig mögliche Übersetzung für das zu sein schien, was hier „Abschied“ genannt wurde (13, 37).

Jesus antwortet zunächst in räumlichen Bildern, die anscheinend weder das Geheimnis des Todes auflösen, noch unsere innerweltlichen Vorstellungen überwinden. Trotzdem wird auch der, dem es schwerfällt, die Sprache der Bilder zu „entschlüsseln“ und „sachlich“ zu übersetzen, auf jeden Fall heraushören, daß Jesus nicht im geringsten daran denkt, die Seinen einfach ihrem Schicksal zu überlassen und sich nur mit seinem eigenen zu beschäftigen. Eben das unterscheidet ihn so radikal vom Verhalten vieler, die uns in den Abschieds-Szenen des Alltags in Kummer und Trübsal zurücklassen. Das Beispiel von Hannah und Schroubeck ist ja nur eines unter den ungezählten ähnlichen Schicksalen, deren sich keiner anzunehmen scheint, weder Dichter noch Richter. Jesus verläßt die Seinen nicht einfach, sondern er macht sich für sie auf den Weg, um ihnen einen Platz zu bereiten und sie dann zu sich zu holen.

Die Grenzen dieser Vorstellungen sind offensichtlich und eben deshalb auch schmerzlich. Die Verheißung eines Lebens im Hause des Vaters „jenseits“ des Todes läßt die innere Einheit zwischen unserer hoffenden oder auch bloß wartenden Existenz in dieser Welt und jener „himmlischen“ Zukunft noch kaum deutlich werden, zumindest noch nicht, solange man nur auf diese ersten Verse der Abschiedsreden schaut. Andererseits ist in diesen Bildern doch schon eine gewisse Nichtigkeit des leiblichen Todes gegeben, der uns allen bevorsteht. Wer auf Jesus hört und ihm vertraut, darf trotz und in der Angst der Verlassenheit die Verheißung ernstnehmen, daß er ein Zu-Hause hat, weil in des Vaters Haus „viele Wohnungen“ (d. h. also auch ein Platz für ihn) sind. Die zugleich erregende und verwirrende Erfahrung der Vereinsamung, wie sie der christlichen Hoffnung eigen ist, wird freilich nicht aufgehoben. Es ist aber damit zu rechnen, daß andere Abschiedsworte diese Vereinsamung noch einmal anders beleuchten.

2. „Jesus erkannte, daß sie ihn fragen wollten, und sprach zu ihnen: Ihr macht euch darüber Gedanken, daß ich euch gesagt habe: Noch kurze Zeit, dann seht ihr mich nicht mehr, und wieder eine kurze Zeit, dann werdet ihr mich schauen? Amen, Amen, ich sage euch: Ihr werdet weinen und klagen, aber die Welt wird sich freuen; ihr werdet trauern, aber eure Trauer wird sich in Freude verwandeln“ (Joh 16, 19–20).

Was im 14. Kapitel u. a. wegen der einseitig räumlichen Bilder noch unbefriedigend geblieben war, wird im 16. Kapitel von neuem aufgegriffen. Jesus gebraucht einfache Worte, aber ihr Verständnis ist schwierig. Zu unserem Trost wird dies ausdrücklich betont. Mehr noch: Jesus bestätigt feierlich, daß die Seinen in eine Zeit der Klage, der Trauer und des vergeblichen Suchens (vgl. 13, 33) geraten werden. Ist es so wie bei dem Verlust oder beim Hinscheiden eines geliebten Menschen? Es ist ähnlich und

auch wieder ganz anders, denn der Trauer der Jünger entspricht die Freude der „Welt“. Damit sind jene Menschen gemeint, die darüber froh sind, daß Jesus „fortgeht“, weil sein Kommen ihre selbstgefällige Sicherheit in Frage gestellt hatte. Die Jünger hingegen sind Jesu Ruf gefolgt, haben ihre bisherigen „Existenz-Grundlagen“ preisgegeben und sind nun scheinbar schlechter dran als zuvor. Überdies werden sie nun auch noch von der „Welt“ gehaßt. Es sieht so aus, als blickten sie in eine leere Zukunft.

Wird dieser Zustand lange dauern? Währt er nur kurze Zeit? Das Wort von der „kurzen Zeit“ verführthäufig zu betont psychologischen Mißverständnissen, als ob im Leben der Gläubigen auf eine kurze Zeit der Trauer und des Nicht-Sehens eine Zeit der Freude und des Wiedersehens folge. Tatsächlich werden auch unsere Lebenserfahrungen zuweilen so zu charakterisieren sein. Der tiefere Sinn der Verheißung ist aber damit keineswegs ausgeschöpft. Vielmehr hat die Freude in der Trauer ihren tieferen Ursprung, wie es auch die Seligpreisung der Bergpredigt nahelegt: „Wohl denen, die trauern, denn sie werden getröstet werden“ (Mt 5, 4). Immer wenn ein Gläubiger bloß auf das Gewesene zurückschaut, steht er im Leeren und deshalb in der Trauer. Ergreift er zugleich die Verheißung Jesu, erfüllt ihn Freude, und das im gleichen Augenblick, wie es in Joh 14, 19 gesagt wird: „Nur noch kurze Zeit vergeht, und die Welt sieht mich nicht mehr; aber ihr seht mich, weil ich lebe und weil auch ihr leben werdet“.

Es geht also letztlich nicht darum, daß Jesus und dann später die Jünger aus der Wohnung dieser Welt in die himmlischen Wohnungen übersiedeln, als handle es sich nur um räumliche Ortsveränderungen, die man sich vorstellen kann. Gemeint ist eigentlich, daß das neue Leben, für das Jesus sorgt, schon in dieser Zeit beginnt, wenn auch durch Trauer hindurch, wie es das sich anschließende bekannte Bild von der gebärenden Frau veranschaulicht (16, 21–22). So wie die Wehen der Gebärenden in die Freude am neugeborenen Kind übergehen, so verwandeln sich Trauer und Trübsal der Jünger Jesu in ungeahnte Freude. Tiefer noch: die Wehen der Gebärenden sind bereits der Beginn der Geburt und der Anfang des neuen Lebens. Sie erleidet ihre Trauer und Trübsal um der Freude willen, die aus ihnen entspringt. „So seid auch ihr jetzt traurig, aber ich werde euch wiedersehen; dann wird euer Herz sich freuen, und eure Freude wird euch niemand nehmen“ (16, 22).

Solange wir uns freilich das Wiedersehen mit Jesus auf eine Weise vorstellen, wie sie Botho Strauß in seiner Erzählung andeutet – wer will behaupten, daß er niemals dazu versucht war – werden uns auch die schönsten Abschiedsworte Jesu ungetröstet lassen. Das Aufstehen eines Schla-

fenden, die Rückkehr einer scheinbaren Frau ins Leben, das Wiedersehen auf unseren Bahnhöfen, die Wiedervereinigung des Lazarus mit seiner Familie, sie alle sind innerweltliche Ereignisse, also viel zu schwächliche Bilder, um die Überwindung des Todes auszudrücken. Sie alle machen einen Unterschied zwischen Fortgehen und Wiederkommen, sie sehen darin zwei verschiedene Bewegungen, und sie können es nicht anders. Entspricht aber solches Sehen dem, was Jesus in seinen Abschiedsworten wirklich sagt?

3. „Frieden hinterlasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch; nicht wie die Welt ihn gibt, gebe ich ihn euch. Euer Herz ängstige sich nicht und verzage nicht. Ihr habt gehört, daß ich zu euch sagte: Ich gehe fort und komme wieder zu euch. Wenn ihr mich wirklich liebt, dann würdet ihr euch freuen, daß ich zum Vater gehe; denn der Vater ist größer als ich“ (Joh 14, 27 f).

Jesus wiederholt sich. Er hat seinen Jüngern schon zweimal gesagt, daß er wiederkommt (vgl. 14, 3. 18), aber zunächst mehr nach Art einer Verheißung, jetzt hingegen im Ton einer Mahnung. Er gibt offen zu, daß sein Frieden (wie auch seine Freude) nicht dem entspricht, wie die „Welt“ ihn gibt oder sucht. Man erinnert sich, daß es auch in Mt 10,34 heißt: „Denkt nicht, ich sei gekommen, um Frieden auf die Erde zu bringen“. Nach den Maßstäben der Welt bleiben Trauer und Trübsal; der Friede der Jünger kommt nicht auf irdische Weise. Aber sie sollen sich dadurch nicht verführen lassen. Was die „Welt“ an Frieden zu bieten hat, ist kein wahrer Friede, sondern eigentlich nichts anderes als die Ruhe des Todes. Der Friede den Jesus bringt, besteht gerade in der Befreiung von der „Welt“.

Das Eigentümliche und Rätselhafte ist doch dies: die verlassenen Jünger sollen sich nicht einfach darüber freuen, daß Jesus wiederkommt, sondern „schon“ darüber, daß er fortgeht, daß er zum Vater geht (14, 28). Wie soll man das verstehen? Ist etwa das Fortgehen selbst schon etwas Positives? Ist es vielleicht schon der Anfang, gar die eigentliche Ursache des Wiederkommens?

Gerade das Bild vom Fortgehen und Wiederkommen hat seine spezifischen Grenzen, die sich für unsere Vorstellung wohl nicht weiter auflösen lassen. Wir tun gut daran, es einen Augenblick aufzugeben und andere biblische Paradoxien zu betrachten, die uns geläufiger sind. Ich denke da an das Bild vom Weizenkorn, das allein bleibt, wenn es nicht in die Erde fällt und stirbt. „Wenn es aber stirbt, bringt es reiche Frucht“ (Joh 12. 24). Auch hier ist der Blick auf die dunkle Stunde des Todes Jesu gerichtet, die zu einer freudebringenden Stunde wird. Dieses Wort vom Weizenkorn gilt aber nicht nur für Jesus, sondern für alle seine Jünger, wie das folgende bekannte Herrenwort zeigt: „Wer sein Leben liebt, verliert es; wer

aber sein Leben in dieser Welt haßt, wird es bewahren bis ins ewige Leben“ (12, 25). Es hat also gar keinen Sinn, über sein Leben eigenwillig verfügen zu wollen. Es geht gerade dann verloren, wenn man es festhalten will, und es wird gerade dadurch gewonnen, daß man es preisgibt.

Ich meine, daß von hier aus einiges Licht auf jene Abschiedsworte Jesu fällt, die uns besonders paradox erscheinen: „Ich gehe fort und komme wieder zu euch“ (14, 28). Wie es ein Sterben gibt, das Leben bedeutet und hervorbringt, so gibt es auch ein Fortgehen, welches eigentlich Kommen ist, allerdings nur in dem Maße, in dem es ein Gehen zum Vater ist. In ihm, d. h. in Gott, sind Anfang und Ende, Nähe und Ferne eine Einheit. Er ist uns zugleich unendlich nahe und unendlich fern. Wenn Jesus zu ihm geht, dann kommt er gewissermaßen in ihm zu uns zurück. Sein Abschied und sein Kommen sind gleichzeitig. Er hört auf, jemand zu sein, der „vor“ uns steht, und wird jemand, der „in“ uns lebt.

Wieso aber muß Jesus zum Vater gehen? Und wieso ist der Vater „der Größere“? Der Evangelist hat doch oft genug betont, daß derjenige den Vater gesehen hat, wer Jesus richtig sieht (14, 9); daß Jesus und der Vater eins sind (10, 30); daß der Vater ihm alles übergeben hat (3, 35; 5, 21; 17, 2). Aber eben deshalb muß und will Jesus nichts anderes als den Willen des Vaters offenbaren und tun, der letztlich in seiner Passion und seinem Tod besteht. Solange die Jünger nur dieses irdische Leben als Gottes Willen anerkennen, muß Jesus ihnen erscheinen wie einer, der „fortgeht“ zum Vater. Der Vater ist „größer“, weil er der eigentlich Bestimmende ist und darum alles Leben von ihm ausgeht und zum Ziel geführt wird, auch die Sendung Jesu und die Gestalt seiner Herrlichkeit. Jesu Fortgehen ist letztlich kein Verdrängtwerden durch den Herrscher dieser „Welt“, sondern Ausdruck einer Liebe, die nichts anderes kennt als den Auftrag des Vaters. Gerade deshalb aber wird sie stärker sein als der Tod und in allem Fortgehen bleiben (14, 31).

Die Jünger werden Jesus wiedersehen, aber nur wenn und soweit sie ihm auf seinem Weg folgen, also mit ihm gehen, wie er es schon zuvor verheißen hat (12, 26) und in den Abschiedsreden wiederholt: „Wer meine Gebote hat und sie hält, liebt mich; wer aber mich liebt, wird von meinem Vater geliebt werden, und ich werde ihn lieben und mich ihm offenbaren“ (14, 21).

4. „Noch vieles habe ich euch zu sagen, aber ihr könnt es jetzt nicht ertragen. Wenn aber jener kommt, der Geist der Wahrheit, wird er euch in die volle Wahrheit führen. Denn er wird nicht von sich aus reden, sondern was er hört, wird er reden, und das Kommende wird er euch verkünden“ (Joh 16, 12 f).

Die Situation des Abschieds enthält noch ein besonderes Problem, welches man in die Frage fassen kann, ob nun die Zukunft das, was Jesus gesagt hat, zur Geltung bringen wird oder irgendwie zunichte macht. Man erinnere sich an die Erzählung über den „Nachlaß“ von H. J. Schädlich. Was der Dichter an Aufzeichnungen und Notizen zurückläßt, ist sogar gefährdet, weil sein eigener Freund nur das erhalten und veröffentlicht wissen möchte, was mit seiner eigenen Ideologie übereinstimmt. Muß man nicht fürchten, daß mit Jesu Nachlaß dergleichen geschieht? Daß gewisse Leute die Gemeinde Jesu zur „Herausgabe der Manuskripte“ überreden? Daß sie vielleicht gar selber den Nachlaß veruntreut, weil ihr das eine oder andere zu radikal erscheint?

Solche Gefahren sind stets gegeben oder wenigstens zu befürchten, solange man Jesu Wort wie eine Ansammlung von Lehren betrachtet, die man zur Kenntnis nehmen und wie etwas Wißbares aufbewahren kann. Jesu Wort ist jedoch letztlich nicht von solcher Art (was nicht ausschließt, daß es auch Wißbares und zu Bewahrendes enthält). Sein Wort ist vielmehr göttliche Offenbarung, und diese ist, richtig verstanden, zugleich abgeschlossen und unabgeschlossen. Sie hat jedenfalls Bestand, denn Jesu „Nachfolger“, der Geist der Wahrheit, ist nicht nur sein treuer Interpret, sondern auch der Garant dieser Offenbarung. Mögen auch der Unglaube und menschliche Schwächen Jesu Botschaft immer wieder verdunkeln, der Geist der Wahrheit wird sie nicht untergehen lassen, „denn von dem, was mein ist, wird er nehmen und euch verkünden“ (16, 14), „er wird euch an alles erinnern, was ich euch gesagt habe“ (14, 26).

Freimütig bekennt Jesus (vielleicht zu unserer Verwunderung), daß er noch vieles zu sagen habe. Das scheint ein krasser Widerspruch zu Joh 15, 15, wo es ausdrücklich heißt, daß Jesus alles offenbarte, was er von seinem Vater gehört hat. Oder hat Jesus seinen Jüngern zwar schon alles gesagt, aber noch nicht so, daß es verständlich geworden wäre? – Die Bemerkung „Ihr könnt es jetzt nicht ertragen“ (16, 12) bietet eine bessere Lösung des scheinbaren Widerspruchs. Es geht bei dem, was Jesus noch nicht sagen kann, um die veränderte Lage späterer Gemeinden, um die jeweils neuen Situationen des Glaubens in einer echten Zukunft, in der die im Entscheidenden abgeschlossene Offenbarung ihren aktuellen und damit auch „neuen“ Sinn gewinnt. Erst der Geist wird in diese „volle Wahrheit“ einführen, „aber er wird nicht von sich aus reden, sondern was er hört, wird er reden, und das Kommende wird er euch verkünden“ (16, 13). Ob er dann auch dafür sorgt, daß nicht bloß die Offenbarung Jesu bestätigt wird, sondern auch die unterschlagenen Notizen jenes verstorbenen Dichters Beachtung finden? Das hängt davon ab, ob und wie weit diese schon vom Geist der Wahrheit erfüllt waren.

III.

Wir sind immer noch unterwegs. Man könnte die ganze Erde mit einem riesigen Bahnhof vergleichen. Man kommt an und fährt ab, man sucht Wege und Ziele. Vor allem aber suchen wir einander. Obwohl in einer Masse lebend, sind wir nur zu oft allein. Nicht einmal die Namen der Nachbarn oder Kollegen kennen wir, von ihren Herzensnöten ganz zu schweigen. Und was wissen die anderen, was wissen unsere Freunde und Nächsten von uns? Auch sie kommen und gehen wieder fort. Nach kurzer Erfüllung und Freude bleiben Heimweh und Zweifel zurück. Die ganze Erde ist eine recht vergängliche Heimat. Alle ihre Orte sind nur Stationen einer Reise von einem dunklen Woher zu einem dunklen Wohin. Zwischen Ankunft und Abschied liegt nur eine kurze Zeit. Wir können sie weder anhalten noch verlängern. Was können wir überhaupt? Hat sich etwas geändert, seitdem Jesus auf dieser Erde angekommen ist und seine Abschiedsreden gehalten hat? Wie sollen wir unsere Erde nennen: „Endstation Sehnsucht“ oder „Hort der Hoffnung“?

Gestern las ich im Stundengebetbuch wieder die alte Formel vom Retter des Menschengeschlechtes, der unseren Tod durch seinen Tod vernichtet und das Leben durch seine Auferstehung wieder hergestellt habe. Ich meine, man darf dieses Gebet auch auf die Abschieds-Mysterien, die wir betrachtet haben, anwenden und entsprechend transformieren. Jesus hat unsere Abschiede durch seinen Abschied verwandelt und das Wiederschen, das wir gelegentlich feiern, durch sein Wiederkommen aus der Vergeblichkeit befreit. Das heißt mit anderen Worten: Er hat uns das „Gesetz des Weizenkorns“ gelehrt und nicht bloß gelehrt, sondern vorgelebt, so daß wir es nachvollziehen können, wenn der Alltag seine mannigfachen Abschiede verlangt. Wir können es durch den, der von sich sagt: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben“ (Joh 14, 6).

Allerdings sind Jesu Abschiedsworte nur dann eine Gabe, wenn sie zugleich als Aufgabe verstanden werden. Wir sind zwar Beschenkte, aber ebenso Geforderte. Solange wir nicht wirklich leben, was wir gehört haben, wird es weder nutzen, noch würden wir es eigentlich verstehen. „Ihr seid meine Freunde, wenn ihr tut, was ich euch auftrage“ (Joh 15, 14). „Ihr werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch freimachen“ (Joh 8, 32). Das heißt aber, daß jeder das „Gesetz des Weizenkorns“ nicht bloß im allgemeinen erfüllen muß, sondern ganz konkret, wie es der Alltag gerade mit sich bringt. Für den einen bedeutet es vielleicht ganz schlicht, seine eigenen Interessen zurückzustellen, um dem Nächsten zu dienen; für einen anderen durchzuhalten auf dem Weg, der zeitweise völlig in Dunkelheit gehüllt ist; für einen dritten, sich auch in Angst, Krankheit oder

Mißerfolg noch eine gewisse Gelassenheit zu bewahren. Immer nämlich geht es vor allem um das Tun; denn Jesus hat nicht eigentlich die äußere Welt verwandelt, sondern uns Menschen zu einem Neuen Leben befähigt.

Wenn und soweit dies jedoch geschieht, wird auch inmitten der tausendfachen Abschiede des Alltags die Lust zum Singen in unser Herz zurückkehren. Das muß nicht immer so siegreich klingen wie in jener gern gehörten Arie von J. S. Bach: „Bist du bei mir, geh ich mit Freuden zum Sterben und zu meiner Ruh“. Wenn die Abschieds-Situation direkt vor unseren Augen steht, werden für gewöhnlich gedämpftere Töne gebraucht werden, wie es etwa das neue „Gotteslob“ nahelegt, sobald man die Rubrik „Tod und Vollendung“ aufschlägt. Aber so verhalten die Musik auch klingt und so hart die Paradoxien aufeinander prallen, der Schluß-Akkord christlicher Melodien gleicht immer dem folgenden Lied:

„Sag mir nicht willkommen, wenn ich komme,
nicht lebwohl, mein Liebster, wenn ich geh’,
Denn ich komme nimmer, wann ich komme,
und ich gehe nimmer, wann ich geh’ –“

Ich fand diesen merkwürdigen Text im „Schweißstuch der Veronika“, jenem berühmten Roman von Gertrud von Le Fort, der besonders in den Nachkriegsjahren viele betroffen gemacht hat. Trotz seines Alters und trotz der Fülle gegenteiliger Tendenzen in der Lyrik der letzten Jahre halte ich ihn für besonders geeignet, um unsere Thematik abzuschließen.

Das Lied widerspricht geradewegs dem, was man zu erfahren und zu sehen meint. Das, was als unabänderliches Schicksal gilt, nämlich „Gehen“ und „Kommen“, wird einfach umgebogen. Der Ausdruck dafür ist jedoch so unauffällig, daß man vielleicht eigens darauf aufmerksam machen muß. Der Text lautet keineswegs:

„Und ich komme immer, wann ich komme,
Und ich gehe immer, wann ich geh’ –“

sondern: „Denn ich komme *nimmer*, wann ich komme,
Und ich gehe *nimmer*, wann ich geh’ –“

Wahrscheinlich braucht es eine gewisse Zeit, ehe man sich der tröstlichen Verwandlung, die in diesen Zeilen ausgesprochen ist, bewußt werden kann. So wie Jesus über das Leben spricht, das man verliert, wenn man es festhält, und über das Sterben, das ins wahre Leben führt, so ähnlich handelt dieses Lied vom „Kommen“ und „Gehen“. Es möchte auf seine rätselhafte Weise andeuten, daß es ein Bleiben im Scheiden, einen Besitz im Verzicht und einen Sieg im Unterliegen gibt. Leider berichtet der Roman nicht, wie die zweite Strophe des Liedes lautete. Ich meine, sie hätte davon handeln

müssen, daß die Hoffnung, von der die erste singt, immer jenseits einer Katastrophe liegt. Täte sie es nicht, könnte man meinen, das Lied wolle Leiden und Tod in verträumter Seligkeit überspringen. Das freilich würde niemandem helfen; denn helfen kann uns nur der, welcher von sich sagt: „Ich habe die Welt besiegt“ (Joh 16, 33).

Verwendete Literatur

- G. Kiefel, *Solange du da bist*. Gladbeck 1975.
 B. Strauß, *Die Widmung. Eine Erzählung*. München – Wien 1977.
 H. J. Schädlich, *Versuchte Nähe. Prosa*. Reinbek bei Hamburg 1977.
 R. Bultmann, *Das Evangelium des Johannes*. Göttingen 1952.
 G. M. Behler, *Die Abschiedsworte des Herrn*. Salzburg 1962.
 J. Bodson, *Regards sur l'Évangile de saint Jean*. Paris 1976.
 R. Schnackenburg, *Das Johannesevangelium. Bd. IV*. Freiburg – Basel – Wien 1976.

Einübung der Hoffnung

Über Verheißung und Versuchung des christlichen Meditierens

Josef Sudbrack SJ, München

Das Wort „Meditation“¹ ist zum Modewort geworden. Der Sortimentskatalog des Buchhandels erteilt Auskunft, was alles unter diesem Stichwort läuft. Modewörter aber bringen es mit sich, daß sie schwammig werden, alles sagen wollen und damit nichts mehr sagen.

¹ Der Beitrag ist die überarbeitete Fassung eines gleichnamigen Vortrags vom 11. 2. 1977 in der Kath. Akademie in Bayern während der Tagung: *Meditation als Weg zum Heil? Zwischen Psychologie und Religion*. Weiterführende und genauere Belege zu den hier angedeuteten Fragen wurden ausgearbeitet in *Faszination aus dem Osten*, GuL 44 (1971), 424–439; *Meditation: Theorie und Praxis*, Würzburg 1971; *Die Geist-Einheit von Heilsgelheimnis und Heilserfahrung*, in: *Das Mysterium und die Mystik*, Würzburg 1974, 9–55; *Gotteserfahrung in Meditation und Mystik*, Lebendige Seelsorge, 27 (1976) 35–42; *Von der Helle und der Dunkelheit der Gotteserfahrung, Ein Beitrag zum Gespräch zwischen den Religionen*, GuL 50 (1977), 335–349; *Herausgefordert zur Meditation. Christliche Erfahrung im Gespräch mit dem Osten*, Freiburg 1977; Besprechung von H. M. Lassalle, *Zen-Meditation. Eine Einführung mit dem Protokoll eines Zen-Symposiums*, Zürich – Einsiedeln – Köln 1975, in: *Theol. Rev.* 72 (1976) 69–72; „Daß unser Beten Erfahrung werde“. *Aus Anlaß eines Buches*, *Theol. Rev.* 73 (1977) 353–366; *Ende oder Anfang der Meditationsbewegung*, in: *Die Praxis der Theologie*, 1978, 1, 17–27.